

UWE KLAUSNER

Eichmann- Syndikat

Kriminalroman

GMEINER



Originalausgabe

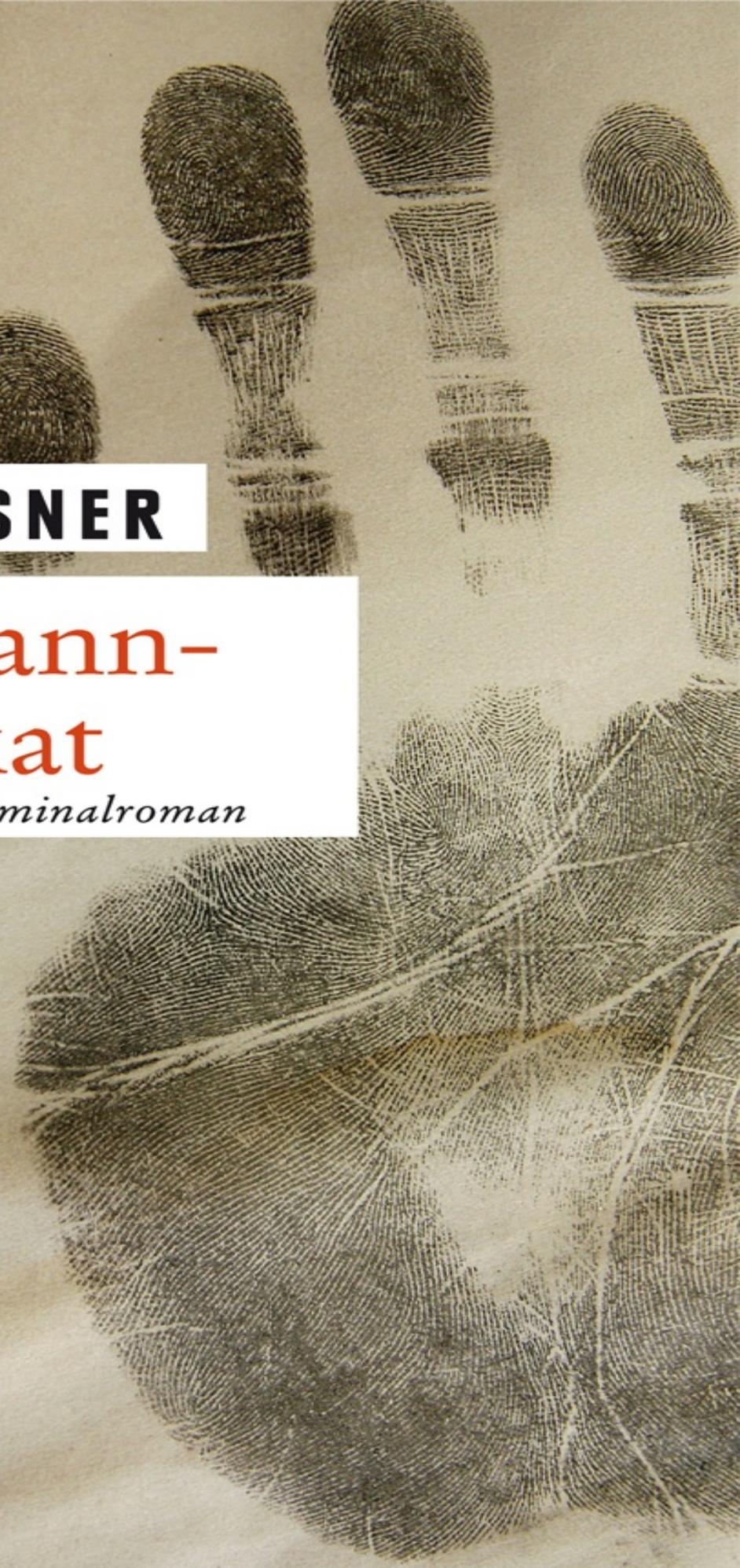
3

Handwritten signature

EICHMANN

ADOLPH
המנוחה
1937

אדולף אייכמן
תאריך לידה 06
לשנת 1906
מספר תעודת זהות
מספר תעודת זהות



UWE KLAUSNER
Eichmann-Syndikat
Tom Sydows fünfter Fall

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2012 - Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Julia Franze
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Bildes von: © Getty Images
ISBN 978-3-8392-3920-9

Die als fiktive Hauptfiguren aufgelisteten Charaktere sind frei erfunden. Das Gleiche gilt für die Handlung des Romans. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

REALE HAUPTFIGUREN

Adolf Eichmann (1906–1962), SS-Obersturmbannführer und Organisator der sogenannten ›Endlösung der Judenfrage‹

Zvi Aharoni, Rafi Eitan, Zvi Malchin und Zeev Keren, Agenten des israelischen Auslandsgeheimdienstes Mossad

Shalom Nagar, Henker im Gefängnis von Ramla/Israel

FIKTIVE HAUPTFIGUREN

(in der Reihenfolge des Erscheinens)

Theodor Morell, Boulevardreporter

Luise Nettelbeck, Sekretärin beim BND

Tom Sydow, Kriminalhauptkommissar

Lea Sydow, RIAS-Redakteurin und Sydows Frau

Abigail Wentworth, Sydows Mutter

Eduard Krokowski, Kriminalkommissar und Sydows Assistent

Waldemar Naujocks, Leiter der Spurensicherung

Helene Mertens, Eichmanns Geliebte

Heribert Peters, Gerichtsmediziner

SCHAUPLÄTZE

PROLOG

1. Szene: Buenos Aires/Argentinien, Garibaldistraße 14
2. Szene: Buenos Aires, Stadtteil Kilmes

ERSTES KAPITEL

3. Szene: Berlin-Charlottenburg, Schlosspark
4. Szene: Berlin-Tempelhof, Dorfkirche Alt-Tempelhof
5. Szene: Berlin-Charlottenburg, Schlosspark
6. Szene: Berlin-Tiergarten, Holsteiner Ufer

ZWEITES KAPITEL

7. Szene: Berlin-Charlottenburg, Hotel Savoy in der Fasanenstraße
8. Szene: Berlin-Spandau, Evangelisches Johannesstift
9. Szene: Berlin-Charlottenburg, Friedhof Heerstraße
10. Szene: Berlin-Moabit, Institut für Pathologie

DRITTES KAPITEL

11. Szene: Berlin-Schöneberg, Polizeipräsidium in der Gothaer Straße
12. Szene: Berlin-Schöneberg, Polizeipräsidium
13. Szene: Berlin-Wannsee, Sydows Haus in der Seestraße
14. Szene: Berlin-Tiergarten, Luiseninsel
15. Szene: Berlin-Charlottenburg, Redaktion der größten Boulevardzeitung Berlins
16. Szene: Berlin-Charlottenburg, Hauptsitz der Berliner Bank

VIERTES KAPITEL

17. Szene: Berlin-Tiergarten, Städtisches Krankenhaus Moabit in der Turmstraße 21
18. Szene: Berlin-Wilmersdorf, Krematorium
19. Szene: Berlin-Wannsee, Uferpromenade
20. Szene: Berlin-Wilmersdorf, Kolonie Emser Platz

21. Szene: Berlin-Wannsee, Sydows Haus in der Seestraße

22. Szene: Berlin-Wannsee, Haus Sanssouci

23. Szene: Berlin-Mitte bzw. Moabit, Grenzübergang Invalidenstraße

24. Szene: Berlin-Wannsee, Sydows Haus in der Seestraße

EPILOG

25. Szene: Berlin-Wilmersdorf, Kolonie Emser Platz

26. Szene: Ramla/Israel, Gefängnis

*Her hair is Harlow gold
Her lips sweet surprise
Her hands are never cold
She's got Bette Davis eyes.*

(Kim Carnes, *Bette Davis Eyes*, 1981)

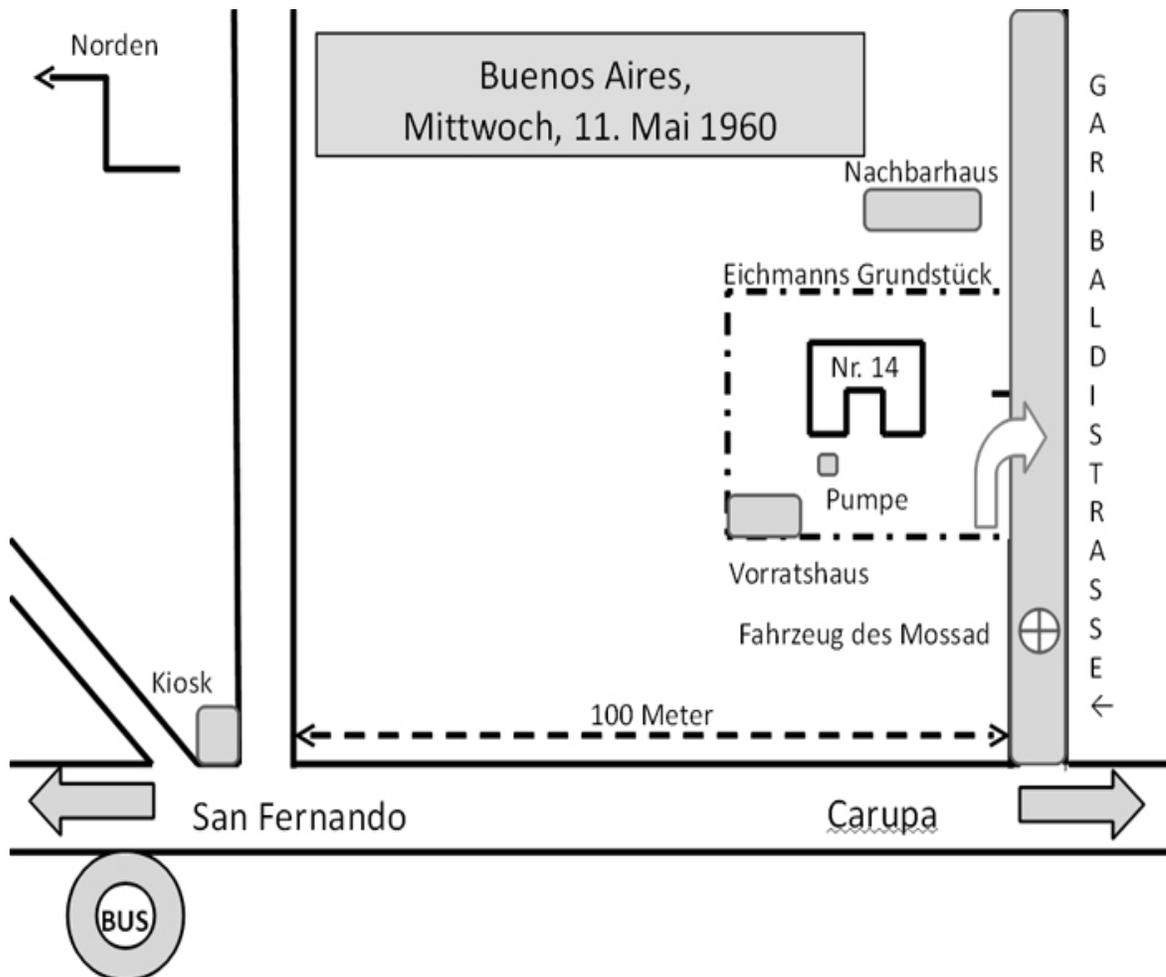
›Viele der Israelis, die schon vor dem Weltkrieg ins Land gekommen oder hier sogar geboren waren, neigten dazu, den Opfern des Holocausts mit Hochmut zu begegnen, da sie diese mit der allgemein verachteten jüdischen Existenz im »Exil« identifizierten, dem absoluten Gegenstück zum Leben des »neuen Hebräers«, den sie im Lande Israel, im Geiste der zionistischen Vision, zu erschaffen strebten. Es war allgemein üblich, die Holocaust-Opfer dafür zu verurteilen, dass sie nicht früher schon nach Israel emigriert waren, anstatt in ihren Herkunftsländern zu verharren und untätig darauf zu warten, dass man sie ermordete. Auch verachtete man sie für ihre angebliche Schwäche, da die meisten von ihnen nicht gegen die Nationalsozialisten gekämpft hatten,

sondern in den Tod gegangen waren, wie, so das geflügelte Wort jener Tage, »Vieh zur Schlachtbank«. Viele der Holocaust-Opfer fanden in Israel kein Gehör, kein Mitleid und keine Bereitschaft zuzuhören; oftmals schenkte man ihnen keinen Glauben, wenn sie über ihr Schicksal erzählten.<

(Aus: Tom Segev, *Simon Wiesenthal. Die Biographie*, München 2010, S. 13)

Prolog

(Buenos Aires, Mittwoch, 11. Mai 1960)



1

*Buenos Aires/Argentinien, Stadtteil San Fernando,
Garibaldistraße 14 | 19:55 h*

Kurz vor acht. Und von Klement keine Spur.

Zvi Aharoni, Agent des israelischen Geheimdienstes Mossad[1], unterdrückte einen Fluch und ließ das Haus mit der Nummer 14 nicht aus den Augen. Keine Stimmen, kein Geräusch, keine Schritte. Der eingezäunte Flachbau aus unverputzten Ziegelsteinen wirkte trostlos und verlassen. Doch Hermann Aronheim alias Zvi Aharoni, 1921 in Frankfurt an der Oder geborener Sohn eines wohlhabenden Anwalts, wusste es besser. Das Haus in der Garibaldistraße stand nicht leer. Es diente als Versteck. Als Versteck eines Mannes, auf dessen Fährte er war. Ein Mann, der zu den meistgesuchten Verbrechern seiner Zeit zählte.

Einsatz beenden? Kein Gedanke daran. Nicht jetzt, nach monatelangen Ermittlungen, Recherchen und bis ins Detail geplanten Operationen, bei denen nichts dem Zufall überlassen worden war. Und das alles auf dem Boden eines souveränen Staates, dessen Behörden, allen voran die Polizei, keinen blassen Schimmer davon besaßen. Riskanter, um nicht zu sagen wahnwitziger, ging es wirklich nicht. Nur ein winziger Fehler, nur ein einziges unbedachtes Wort, nur eine einzige, zum falschen Zeitpunkt stattfindende

Ausweiskontrolle - und er, Zvi Aharoni, wäre geliefert. Und mit ihm ein knappes Dutzend Agenten, die Teil der geplanten Kommandoaktion waren.

Acht Uhr. Auf die Minute genau. Um sich abzulenken, warf Aharoni einen Blick hinüber zur Haltestelle, an der, so hoffte er, das Objekt seiner Bemühungen demnächst aus dem Bus steigen würde. Fehlanzeige. Alles, aber auch alles schien sich gegen ihn und die drei Agenten, mit denen er hier Position bezogen hatte, verschworen zu haben.

Rückzug oder alles auf ein Karte setzen, Risiko oder auf Nummer sicher gehen? Genau das war momentan die Frage. Die Chancen standen fifty-fifty, das Unternehmen auf Messers Schneide. Aharoni rutschte nervös hin und her. Und was, wenn es fehlschlagen würde? So schnell würde die Gelegenheit, den Buchhalter des Todes zu fassen, nicht wiederkommen. Wer weiß, am Ende hatte die argentinische Polizei vielleicht Lunte gerochen. In einem Land, wo es von Nazi-Größen wimmelte, war auf nichts und niemanden Verlass. Leute wie Mengele[2], Roschmann[3] und Schwammberger[4] konnten sich hier frei bewegen. Verfügten über ausgezeichnete Verbindungen, bis in den Präsidentenpalast. Oder bis in die deutsche Botschaft. Und wer, fragte er sich, garantiert mir, dass unsere Tarnung hält? Kein Mensch. An Kleinigkeiten, das wusste er nur zu gut, waren schon ganz andere gescheitert als er. In der Hauptsache am Faktor Zufall.

Ein brandgefährlicher, wenn nicht gar der Widersacher überhaupt.

Dennoch: Aufgeben kam nicht infrage.

Das waren er, Zvi Malchin, Zeev Keren und Rafi Eitan, der auf dem Rücksitz der Limousine kauerte, ihrem Volk schuldig. Ihrem Volk und den Millionen Toten, die der Biedermann, hinter dem sie her waren, auf dem Gewissen hatte.

»Wird allmählich Zeit!«, murmelte Aharoni, eher an die eigene als an die Adresse seines Vorgesetzten gerichtet, dem die Leitung der Operation übertragen worden war. »Was machen wir eigentlich, wenn er nicht ...«

»Er wird kommen!«, knirschte Rafi Eitan, geboren in einem Kibbuz und fünf Jahre jünger als der mit 17 nach Palästina emigrierte deutsche Gymnasiast, »*warte!*«.

Aharoni nickte, nahm die Bushaltestelle erneut ins Visier - und war plötzlich hellwach. »Da drüben!«, stieß er hervor, tastete nach dem Zündschlüssel und ließ den Mann, der dem Bus der Linie 23 entstieg, nicht aus den Augen. »Zielperson im Anmarsch!«

Zvi Aharoni, Fahrer, Personenfahnder und Verhörspezialist in einer Person, zwang sich zur Ruhe. Von nun an war er zum Zusehen verdammt. Keren und Malchin waren an der Reihe. Die waren kräftiger als er. Laut Plan würde Letzterer, am linken Kotflügel über die geöffnete Kühlerhaube gebeugt, so tun, als

versuche er eine Panne zu beheben. Keren, durch die Kühlerhaube verdeckt, befand sich ebenfalls in Wartestellung. Beim Herannahen von Klement, so der Plan, würde sich Malchin aufrichten, ihn ansprechen, packen, auf den Rücksitz bugsiern und zusammen mit Eitan in Schach halten. Und er, Aharoni, würde Vollgas geben. Und zusehen, dass ihnen niemand folgte.

Falls Klement, nur noch 80 Meter von der startbereiten Limousine entfernt, keinen Verdacht schöpfte. Und falls ihnen der Zufall keinen Strich durch die Rechnung machte.

Doch dem schien nicht so. Alles lief nach Plan. Das zweite, unweit der Einmündung in die Garibaldistraße geparkte Einsatzfahrzeug schaltete das Fernlicht an. Klement reagierte nicht darauf, setzte seinen Weg unbeirrt fort. Aharonis Atem ging rascher. 20, maximal 30 Sekunden. Dann war es so weit.

Und was, wenn es sich um eine Verwechslung handelte? Um ganz sicher zu sein, nahm der Mossad-Agent sein Fernglas zur Hand und richtete es auf den Mann, der im selben Moment die Staatsstraße 202 überquerte. Im gleißenden Licht, gegen das er sich mit erhobener Hand abschirmte, konnte ihn Aharoni jetzt ganz deutlich sehen. Mittelgroß, Mitte 50, leicht vornübergebeugter Gang. Hornbrille, hager, dünnes Haar, sehr hohe Stirn. Kein Zweifel. *Es war sein Mann.*

Noch 30 Meter. Dann war Zvika[5] an der Reihe.

Verdammt. Aharoni wurde aschfahl. Die linke Hand des Mannes steckte in der Manteltasche. Bloßer Zufall oder Angewohnheit?

Oder ein Indiz, dass er eine Waffe bei sich trug?

Einerlei. Er musste Zvika warnen. »Pass auf, die linke Hand!«, raunte er ihm zu und umklammerte das Steuer, während ihm der Schweiß aus den Poren quoll. »Vielleicht hat er eine Waffe!«

Das polnische Muskelpaket, von Haus aus Sprengstoffexperte und Ex-Mitglied der Haganah[6], gab keine Antwort. Dafür war es jetzt zu spät. Der Mittfünfziger, auf den er es abgesehen hatte, war nur noch wenige Meter von der am Straßenrand geparkten Limousine entfernt. Alles war gesagt, immer und immer wieder durchgesprochen, mit einem Höchstmaß an Akribie geplant worden. Jetzt, um fünf nach acht argentinischer Zeit, würden die Dinge ihren Lauf nehmen. Und der Gerechtigkeit, so es sie gab, zum Sieg verhelfen.

Aharoni hielt den Atem an. Dann startete er den Motor. Kurz darauf tauchte linker Hand ein Schatten auf. Und dann, als er die Fahrertür bereits passiert hatte, richtete sich Zvika auf, wandte sich nach rechts und trat dem Mann in den Weg. »Momentito, Señor!«, herrschte er ihn mit unverkennbar fremdländischem Zungenschlag an.

Der Mann blieb wie angewurzelt stehen.

Im gleichen Moment sprang Malchin auf ihn zu.

*

Er hatte es kommen sehen. All die Jahre, in denen er auf der Flucht gewesen war, hatte er es kommen sehen. Auf die Idee, dass es ihn ausgerechnet hier treffen würde, war er dennoch nie gekommen. Ausgerechnet hier, nur einen Katzensprung von seiner Haustür entfernt. Und ausgerechnet heute, nachdem seine Frau wieder einmal Cassandra[7] gespielt und ihn beschworen hatte, nicht zur Arbeit zu gehen.

Er hatte ihre Warnungen in den Wind geschlagen. Disziplin ging ihm nun einmal über alles. Ohne sie, die Kardinaltugend schlechthin, konnte man es im Leben zu nichts bringen. Pünktlichkeit, Verlässlichkeit, Ordnungsliebe und Gehorsam natürlich nicht zu vergessen. Tugenden, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen und die hier, fern der Heimat, bedeutsamer denn je geworden waren.

›Meine Ehre heißt Treue.«[8] Damit war alles gesagt. Auf ihn, den ehemaligen SS-Obersturmbannführer, war stets Verlass gewesen. Gerade dann, wenn es ans Eingemachte ging. ›Rasche Auffassungsgabe und Gewissenhaftigkeit haben seine Arbeit ausgezeichnet.«[9] Besser hätte man es nicht ausdrücken können. Ohne ihn, den Mann der Tat, wären sie damals glatt aufgeschmissen gewesen. Ob in Österreich, der Tschechei, Ungarn oder Berlin: Er hatte Tabula rasa gemacht, binnen eines halben Jahres 50.000 Wiener Juden in die Emigration getrieben, die

Prager das Fürchten gelehrt, den Ungarn die Drecksarbeit abgenommen, indem er 200.000 Volksschädlinge deportieren ließ. Überhaupt - die Deportationen! Ohne seinen rastlosen Einsatz, seine Zähigkeit, die Unerbittlichkeit, mit der er den Willen des Führers in die Tat umgesetzt hatte, wäre die Endlösung ein glatter Reifall geworden. Daran hegte er keinen Zweifel. Schade nur, dass aus den geplanten elf Millionen nichts geworden und lediglich sechs Millionen liquidiert worden waren.

Schwamm drüber, seine Schuld war es nicht gewesen. Er hatte sein Möglichstes getan, mit der Reichsbahn um jeden gottverdammten Güterwaggon gefeilscht. Er hatte gedroht, geschuftet, geackert. Rund um die Uhr. Und er hatte sich, im Gegensatz zu manch anderem Parteigenossen, an Ort und Stelle von der Effektivität seiner Maßnahmen überzeugt. Hatte den Schneid besessen, die Vernichtungslager zu inspizieren. Dass er Haltung bewahrt hatte, verstand sich von selbst, es sei denn, die Transporte kamen ins Stocken. Dann war er aus der Haut gefahren, hatte die Verantwortlichen zusammengestaucht, dass ihnen Hören und Sehen verging. Hasste er doch nichts mehr als Schlamperei, Unpünktlichkeit und mangelnde Zuverlässigkeit.

Aus diesem, und nur aus diesem Grund hatte er nicht auf seine Frau gehört. Getreu der Maxime, dass Pflichterfüllung an erster Stelle kam. Wie immer war

er morgens aus dem Haus gegangen, in den Bus gestiegen und ins Daimler-Benz-Werk nach Gonzalez Catan kutschiert, wo er seit geraumer Zeit als Schweißer arbeitete. Nicht der erste Job hier drüben, sondern einer von vielen. Hydrologe[10], Inhaber einer Wäscherei und eines Textilgeschäftes, Transportchef und zu guter Letzt Verwalter einer Kaninchenfarm. Soweit die Stationen der letzten Jahre. Richtig Fuß fassen können hatte er nirgendwo, weshalb ihm nichts anderes übrig blieb, als die zweistündige Fahrt zur Arbeit auf sich zu nehmen. Genug Zeit, um über alles nachzudenken, um das, was ihm von Himmler eingebrockt worden war, Revue passieren zu lassen.

Anlass zur Reue? Weit gefehlt. Schließlich war Krieg gewesen und er hatte Befehle auszuführen gehabt. Daran gab es nichts zu rütteln. Überdies war er nur Obersturmbannführer gewesen, einer von 1.159 gleichrangigen Kameraden, um es präzise auszudrücken. Nun gut, in seiner Eigenschaft als Judenkommissar hatte er viel Macht gehabt, weit mehr als die Parteibonzen ahnten. Debattiert, Entscheidungen getroffen und sie an Subalterne wie ihn weitergegeben hatten jedoch andere. Er war lediglich Teil eines Räderwerkes gewesen, nur ein Glied in der Befehlskette, deren Aufgabe es war, den Willen des Führers in die Tat umzusetzen. Das allein hatte gezählt, sonst nichts.

»Momentito, Señor!« Ganz so einfach, wie es sich dieser Kleiderschrank gedacht hatte, würde er es seinen Häschern nicht machen. Dafür steckte noch zu viel Ehrgefühl in ihm. Er, Adolf Eichmann, SS-Obersturmbannführer, Organisator der Endlösung und Schreibtischtäter par excellence, stieß einen halblauten Schrei aus, riss die Arme in die Höhe und versuchte, den Angreifer abzuschütteln. Vergebens. Der Hüne ließ ihn nicht entkommen, stürzte sich auf ihn und riss ihn zu Boden. In seiner Not wollte er um Hilfe rufen, doch ehe es dazu kam, landete er im Straßengraben, unfähig, sich dem Griff des Unbekannten zu entziehen.

Er hatte ausgespielt, für immer. Spätestens dann, als sich ein weiterer Angreifer auf ihn stürzte und ihn unter Mitwirkung des Kraftprotzes auf den Rücksitz des schwarz lackierten Buick bugsierte, musste Adolf Eichmann alias Ricardo Klement erkennen, dass er in eine Falle getappt war. Eine Falle, aus der er sich nie mehr würde befreien können.

Weder heute, noch morgen, noch während der zwei Jahre und drei Wochen, die er noch zu leben hatte.

2

*Buenos Aires/Argentinien, Haus im Stadtteil Kilmes
[Codename ›Tira‹ (Palast)] | 21:15 h*

Erste Befragung von Adolf Eichmann durch Zvi Aharoni:

»Wie heißen Sie?«

»Ricardo Klement.«

»Wie hießen Sie davor?«

»Otto Heninger.«

»Wie groß sind Sie?«

»1,77 Meter.«

»Welche Schuhgröße haben Sie?«

»42.«

»Welche Kleidungsgröße?«

»44.«

»Wie lautete Ihre Mitgliedsnummer in der NSDAP?«

»899.895.«

»Wie lautete Ihre Nummer in der SS?«

»43.326.«

»Geburtsdatum?«

»19. März 1906.«

»Geburtsort?«

»Solingen.«

»Wie war Ihr Name bei der Geburt?«

Stille. Darauf die Worte:

»Adolf Eichmann.«

Dichtung und Wahrheit

»Ich habe der Knesset[11] mitzuteilen, dass vor einiger Zeit israelische Sicherheitskräfte einen der größten Naziverbrecher aufgespürt haben: Adolf Eichmann, der zusammen mit anderen Nazigrößen verantwortlich ist für das, was diese die Endlösung des Judenproblems genannt haben, das heißt, die Vernichtung von sechs Millionen Juden. Adolf Eichmann ist bereits in Haft und wird in Kürze nach dem Gesetz aus dem Jahr 1950 zur Verfolgung von NS-Verbrechern vor Gericht gestellt werden.«

(Erklärung des israelischen Ministerpräsidenten David Ben-Gurion vor der Knesset, abgegeben am 23.5.1960)

›Die traurige Wahrheit ist, dass Eichmann von einem blinden Mann entdeckt wurde, und dass der Mossad mehr als zwei Jahre benötigte, seine Geschichte überhaupt ernst zu nehmen und selbst initiativ zu werden.«

(Aus: Zvi Aharoni/Wilhelm Dietl, *Der Jäger. Operation Eichmann: Was wirklich geschah*, Stuttgart 1996, S. 126 f.)

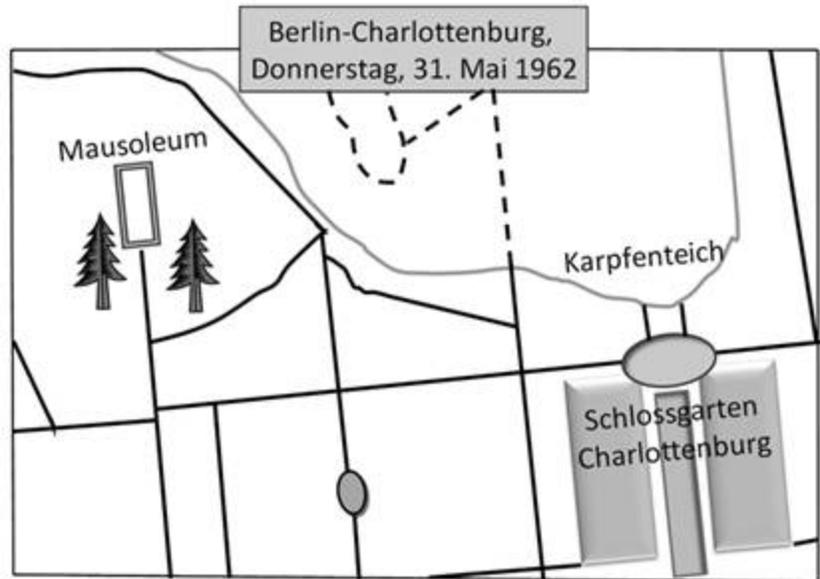
Zwei Jahre später

›Israel musste förmlich dazu gedrängt werden,
Eichmann zu fangen.‹

(Aus: Uki Goñi, *Odessa. Die wahre Geschichte*,
Berlin/Hamburg 2006, S. 294)

Erstes Kapitel

(Berlin, Donnerstag, 31. Mai 1962)



3

Berlin-Charlottenburg, Schlosspark / 12:02 h

Der Tag, an dem Morells Rendezvous mit dem Tod stattfand, begann mit einem vertrauten Ritual. Der 52-jährige Boulevardreporter, müde, verkatert und nicht gerade erpicht auf Arbeit, suchte Halt an der Bettkante und verfluchte den Tag, an dem er zum ersten Mal Cognac getrunken hatte. Dann aber, der Einsicht zum Trotz, stieß er ein fatalistisches Seufzen aus und tastete nach dem Flakon, der stets griffbereit auf seinem Nachttisch stand. Nur ein Schluck!, schwor er sich, und nur vom Feinsten, das war er sich trotz seines Brummschädels schuldig.

Es wurde ein halbes Dutzend daraus.

Rémi Martin Louis XIII. Der Tag konnte beginnen.

Theodor Morell, dunkelhaarig, hager und mittelgroß, war ein Genießer. Cognac, Champagner und Wein aus dem Périgord gingen ihm über alles, Maßanzüge und italienische Opern mit eingeschlossen. Wenn es etwas gab, auf das er nicht verzichten konnte, dann die Premierenbesuche in Mailand, Zürich oder Wien, einerlei, wie tief er in die Tasche greifen musste.

Als ebenso kostspielig und geradezu ruinös hatte sich sein Hang zu Pferdewetten, Kasinos und Damen im reiferen Alter erwiesen, die Theodor, einem Herzensbrecher der alten Schule, nur selten

widerstehen konnten. Die Frage, ob er sich dies leisten könne, stellte er sich gar nicht mehr, wohl wissend, dass er über seine Verhältnisse lebte.

Kurz und gut: Um die Annehmlichkeiten, die er sich gönnte, finanzieren zu können, reichte die Tätigkeit bei Berlins größter Boulevardzeitung nicht aus. Das war ihm ein ums andere Mal bewusst geworden. Die logische oder vielmehr fatale Konsequenz bestand darin, dass Morell begonnen hatte, Schulden zu machen. Schulden, die, wie ihm in seltenen Momenten der Reue klar wurde, mittlerweile zu einem fünfstelligen Betrag angewachsen waren.

Theodor Morell, Weltmeister im Ignorieren unbequemer Wahrheiten, focht dies allerdings nicht an. Zu einem Bonvivant, als den er sich verstand, gehörte ein entsprechender Lebensstil. Die Frage, woher das nötige Kleingeld dafür kommen sollte, war dagegen etwas für Spießler und für ihn, den einstigen Starreporter, von untergeordneter Natur. Man musste das Leben genießen, die Dinge nehmen, wie sie kamen, Schwierigkeiten tunlichst aus dem Weg gehen. Und man durfte nicht alles so heiß essen, wie es gekocht wurde.

Dass dieses Credo in Kürze überholt und sein Leben keinen Schuss Pulver wert sein würde, konnte Morell nicht ahnen. Für ihn, den Charmeur und Lebemann, war dies ein Morgen wie jeder andere. Ein Morgen, an

dem es galt, den inneren Schweinehund zu überwinden, aufzustehen und sich in Schale zu werfen.

Dies war leichter gesagt als getan, und es bedurfte einer weiteren Dosis Rémi Martin, um Theodor zu animieren, sein Vorhaben in die Tat umzusetzen. Im Bad angekommen, warf er einen Blick in den Spiegel und erschrak beim Anblick seines Konterfeis fast zu Tode. Aus dem aufstrebenden Stern am Journalistenhimmel der frühen Dreißiger war ein vor der Zeit gealterter Mann geworden. Ein Salonlöwe in den Fünfzigern, übernächtigt, unrasiert und mit tiefen Falten im Gesicht. Mit einer Fahne, deren Aroma man niemandem, am allerwenigsten seinem Chefredakteur, zumuten konnte.

Nicht willens, sich einen weiteren Rüffel wegen Zuspätkommens einzuhandeln, machte sich Theodor Morell ans Werk, wusch und rasierte sich, putzte die Zähne, verkünstelte sich an seinem Spitzbart und zerkaute mehrere Pfefferminzbonbons. Daraufhin kämmte er sich und beäugte sein Erscheinungsbild.

Erwartungsgemäß fiel dessen erneute Inspektion ungleich günstiger aus. Der Mann, den man dereinst als den ›Schönen Theodor‹ bezeichnet hatte, war wieder da. Na ja, zumindest teilweise. Morell stieß einen leisen Stoßseufzer aus. Das gewellte, nach hinten gekämmte Haar hatte sich zwar gelichtet, die Sorgenfalte auf der Stirn vertieft und der Blick der dunklen Augen leicht getrübt. Die gute Laune war ihm

dennoch nicht abhandengekommen, und das war ja wohl das Wichtigste. Jetzt, da die Zeit weit vorangeschritten war, hieß es nur noch, das richtige Duftwasser auszuwählen, das weiße Markenhemd samt Krawatte und dunkelblauem Maßanzug anzuziehen und einen allerletzten Blick in den Spiegel zu werfen. Und sich im Anschluss daran den letzten Schliff in Form eines Seidenschals und eines extravaganten Panamahutes zu geben.

Fertig.

Mozarts ›Ah, tutti contenti!‹[12] vor sich hinsummend, schlenderte Morell zur Tür und verließ die Mansardenwohnung, welche er sich, wie vieles andere, nicht leisten konnte.

Er sollte sie nie wieder betreten.

Das Gleiche galt für das fünfstöckige Mietshaus in der Nähe des KaDeWe[13], das soeben die Pforten öffnete. Morell ließ die Haustür ins Schloss fallen, bog nach rechts, warf der Verkäuferin des Textilgeschäftes im Parterre eine Kusshand zu und begab sich auf den Weg in die Redaktion. Der Himmel war wolkenverhangen, die Tauentzienstraße kaum bevölkert und die Stimmung, welche das morgendliche Panorama vermittelte, überaus trist. Ein Grund mehr für Morell, einen weiteren Schluck aus seinem Flakon zu sich zu nehmen, in aller Ruhe die Schaufenster zu begutachten und mit einem Bekannten, der ihm zufällig über den Weg lief, ein paar Worte zu wechseln.

Erst dann, deutlich später als sonst, setzte er seinen Weg fort, überquerte die Nürnberger Straße und strebte der Gedächtniskirche zu.

Wie immer musste er dabei an jene Nacht im November 1943 denken, in der er dem Tod nur knapp entronnen war. Am Tag nach Totensonntag war über Charlottenburg, und nicht nur dort, die Hölle hereingebrochen. Knapp 700 britische Flugzeuge vom Typ Halifax und Lancaster hatten ihre tödliche Fracht abgeworfen und zwischen Messegelände und Alexanderplatz eine Schneise der Verwüstung hinterlassen. Damals wie heute war der Himmel bewölkt gewesen, dann aber, im denkbar ungünstigsten Moment, über dem Zielgebiet aufgerissen. 2.500 Tonnen Bomben waren herabgeregnet, über die Hälfte davon Brandbomben, die das Versteck, in dem Theodor Zuflucht gesucht hatte, nur um Haaresbreite verfehlten. An allen Ecken und Enden hatte es gebrannt, am schlimmsten im Zooviertel, und, schlimmer noch, in unmittelbarer Nähe der Gedächtniskirche. Die Kirche selbst wurde schwer beschädigt, das Dach und zwei der vier Türme, welche den Hauptturm flankierten, waren eingestürzt. Auf diesen Anblick war Morell, als er sich einen Tag später ins Freie gewagt hatte, nicht gefasst gewesen. Nie würde er diesen Moment vergessen, und obwohl dies fast zwei Jahrzehnte her war, empfand der 52-Jährige einen Stich im Herzen.

Doch wäre er nicht der gewesen, für den er sich hielt, wenn sein Gemütszustand von Dauer gewesen wäre. Getreu der Devise, man müsse stets nach vorn blicken, setzte er seinen Weg fort, überflog die Schaukästen vor dem ›Gloria‹[14] und fragte sich, was die Leute an Heimatschnulzen, ›Freddy und dem Lied der Südsee‹ sowie an Western mit John Wayne begeisterte. Darüber nachzudenken erschien ihm indes die Mühe nicht wert, weshalb er sich eine Schachtel Zigarillos kaufte und den Weg zu den am Kurfürstendamm gelegenen Redaktionsräumen einschlug. Für die Werbeplakate, Reklametafeln und Transparente, an denen er vorüberflanierte, hatte er nur ein müdes Lächeln übrig. ›Mach mal Pause ... trink Coca-Cola.‹ Nichts lieber als das. ›Peter Stuyvesant: der Duft der großen weiten Welt.‹ Schön wär's. Morell stieß ein verächtliches Schnauben aus. Werbung, Werbung und abermals Werbung. So weit das Auge reichte. Da durfte die Dame mit dem weißen Kleid nicht fehlen. Reinwaschen, so schien es, war das Gebot der Stunde. Alles, was man dazu benötigte, war der sprichwörtliche Persil-Schein, und schon stand der Karriere nichts mehr im Weg. Egal, was und wie viel man sich im Dritten Reich geleistet hatte. Mit einem Wort: zum Davonlaufen. Wer wie er über zwei Jahre im Untergrund verbracht hatte, den widerte diese Form der Vergangenheitsbewältigung an. Ein Grund, weshalb er laufend aneckte, zum Beispiel bei seinem